

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 37

Artikel: Eine Segelbootfahrt [Schluss]
Autor: Kempf, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bemerkt sei hier freilich, daß das elektrisch geheizte Haus nur da ökonomisch betrieben werden kann, wo ganz billiger Nachstrom zur Verfügung steht.

Endlich ist auch die Waschküche bei den Bestrebungen, die Arbeit der Hausfrau zu erleichtern, nicht leer ausgegangen. Eine elektrische Waschmaschine mit Unterfeuerung vereinigt drei verschiedene Waschprozesse: Das Vorwaschen, das Kochen und das Heißspülen der Wäsche. Ich weiß, daß jede Frau diese gewaltigen Vorteile zu schätzen weiß. Die Hände, die bei der gewöhnlichen Waschmethode bald in siedend heißem, bald in eiskaltem Wasser hantieren müssen, werden geschont, die Maschine arbeitet für sie. Der kleine Motor liefert die Kraft, so daß die Wäsche sozusagen ohne großes Zutun unsererseits sauber wird. Nach dem Spülen in kaltem Wasser wird sie von der Auswindmaschine aufgenommen, die in bliskschneller Drehung den letzten Wassertropfen herauschleudert. Die Betriebskosten der elektrischen Waschmaschine sind ganz gering. Bei einem Strompreis von 20 Rappen die Kilowattstunde kann für etwa 50 Rappen acht Stunden gearbeitet werden, bei billigerem Strompreis reduzieren sich die Kosten sofort um ein Beträchtliches.

Wenn man alles in Betracht zieht, Zeitersparnis, Bequemlichkeit, Sauberkeit, Mühelosigkeit und Kosten, so muß man sich wirklich wundern, daß nicht alle neuen Häuser die Anlagen für Verwendung der elektrischen Energie einbauen. Warum lösen wir uns nicht vom Althergebrachten los und wenden uns dem zu, was in unserm Lande selbstverständlich sein sollte, der weißen Kohle? Sie ist es, die uns frei und unabhängig macht, nicht nur vom Ausland, sondern jeden einzelnen Haushalt von fremder Hilfe. Die Kraft, die dem Lande im Großen dient, die unsere Bahnen treibt, die Fabriken mit pulsierendem Leben füllt, unsere Rächte erhellte, muß auch jedem einzelnen in weitgehendstem Maße zugute kommen. Ihr gehört die Zukunft. A. V.

Eine Segelbootfahrt.

Von H. Kempf.

(Schluß.)

Immer noch segelten wir forsch drauf los. Wir mußten ungefähr auf der Höhe von Cortailod angekommen sein. Von hier aus vermochten wir mit dem Reiß die Hafensignallichter von Estavayer zu fischen. Bis dorthin war es noch eine Strecke. Aber bei dem Tempo mußten wir das Ziel doch in kurzer Zeit erreichen. Parbleu, es war eine falsche Hoffnung! Mitten im Laufe stoppte plötzlich das Boot, stoppte, stoppte! Die Fähnchen schlampfen herunter, die Segel erschlafften, der Wind fiel ab: Flaute! Mitten in der Nacht Flaute! Einen Gaul kann man mit der Peitsche wieder auf die Beine bringen, ein Segelboot in der Flaute spottet aller menschlichen Schlaueit, das tut keinen Wank schneller. Aber trotz der Windstille war ziemlicher Wellengang. Bevor wir an die Stelle kamen, mußte der See stark aufgewühlt worden sein, nun war er am Ausrollen. Das Boot schlenkerte wie betrunken hin und her, stampfte auf und nieder. Die Luftkessel knallten oft so stark, als würde der Bootraum auseinanderplatzen. Neugierig geworden ob dem Lärme, streifte der Mond die Wolkenvorhänge zurück und zündete mit seiner großen, gelben Laterne tief in den nächtlichen See hinein. Abertausend glühender Schlanglein zuckten im Widerscheine auf. Beglänzte Wellenrücken kollerten heran, als wollte uns eine Herde Meerungeheuer überfallen. Sie sperrten die Mäuler auf, schnappten und verschlangen sich selber. Alle Wassergötter und Fabelwesen Bödlins waren lebendig. Seltsame Grimassen mit gläsernen Augen grinsten aus schwarzen Tiefen herauf. War es Poseidons Gesinde, das unsere Hilflosigkeit verachtete?

Drüben, wo die Uferlichter blinzelten wie auf die Erde gefallene Sterne, saßen sie jetzt in den gemütlichen Tavernen, qualmten ihren Knaster, tranken bei Kartenspiel und politischen Gesprächen den guten Wein der Gegend. Manchmal war's, als hörten wir die derben Zaffäuste auf den Tischen klopfen,

als dränge der laute Hall erhitzten Wortwechsels zu uns heraus. An fernen Uferpunkten erschienen oftmals große Lichtscheiben. Hatte man uns bemerkt und gab man uns dort Signale? In kurzen Zeitabständen bligten sie auf, wurden kleiner und schwächer und verschwanden. Autos waren noch unterwegs. Wie beneideten wir sie um ihre Schnelligkeit, wir, die wir hier draußen hocken blieben. Bei ruhigem See hätten wir abtackeln und uns schlafen legen können. Das ging nun nicht, das Boot schlingerte zu stark. Also mußten wir wachen, mußten uns geduldig aufs Windabwarten verlegen. An Zeit mangelte es uns nicht, wir hatten die ganze Nacht vor uns. Wem die Geduld reißt, der kann das Fliden lernen auf dem Segelboot, das von der Flaute stillgelegt wird. Kein Poltern, kein Aufbegehren nützt etwas. Selbst die zornigste Verwünschung verpufft effektivlos. Es bleibt nichts anderes übrig als die Seele der Geduld zu überlassen. Ein anderer Ausweg ist nicht vorhanden, denn ringsum ist Wasser. Wir ziehen es vor, ruhig sitzen zu bleiben. Wäre ich Arzt, würde ich allen Hitzköpfen, allen jenen, die ein Ding nicht anders als erzappeln wollen, eine Dosis Flaute verordnen. Sie bringt uns so ohne Anstrengung zur Vernunft, das Schimpfen ist so ganz und gar unnütz bei ihr, daß wir im Handumdrehen voller kluger Einsicht werden und uns ergeben in die Lage fügen. „Quin sabe!“ sagt der Spanier mit vollendeter Gemütsruhe und nimmt das Unvermeidliche noch als Geschenk des Himmels hin.

Als wir am Winde fuhren, hatten wir fast gleichen Kurs wie der Dampfer, der dem nämlichen Ziele zustrebte wie wir: Estavayer! Er lag längst vor Anker, während wir immer noch draußen herumtrieben mit dem Sehnen nach Speise und Trank und gutem Nachtquartier. Eben hielten wir Rat, ob es am Ende nicht besser wäre, beizudrehen und zu versuchen, eines der nächstgelegenen Uferorte anzulaufen, als die Fähnchen ebenso plötzlich zu flattern anfangen, wie sie vor einer Stunde jäh zusammenschrumpften. Keine Minute verging und die Segel füllten sich mit dem herrlichsten Blast. Das Boot sprang auf und davon, daß es nur so flirrte und spritzte. Alles, was dem Bug in die Quere kam, trieb er mit klatschenden Schlägen auseinander. Er wollte einholen, was er in dem luftleeren Loch versäumt, in das wir geraten waren. Das grüne Signallicht näherte sich uns mehr und mehr. Wir hatten wieder guten Wind und Fahrt. Da standen auch schon die dunklen Umrisse des Städtchens im Mondlichte. Türme und Giebel und Ringmauern hoben sich wie ein ausgezackter Scherenschnitt vom Himmelsgrunde ab. Die Landung war nahe, der Hafeneingang erreicht, das Boot tänzelte wie eine Nachtwandlerin hinein und hinüber an den Anlegeplatz. Ein paar Leute standen noch auf dem Damme, sie halfen uns das Boot festmachen, dann schritten wir dem Städtchen zu, dessen Gassen bereits schliefen. Da und dort legte das Mondlicht ein Stück Gemäuer aus entschundenen Jahrhunderten bloß. Der kleine Platz vor unserem Gasthofe war zur Hälfte mondbeleuchtet, zur Hälfte tief beschattet und es lag ein Hauch Spitzwegscher Serenadenromantik über ihm. Gute Nacht!

Rückfahrt.

Begleitet vom sonntäglichen Kirchengeläute, schritten wir nach guter Ausruhe in der Morgenfrühe wieder zum Hafen hinab. Es roch nach Seetang und Fischen. Die Angler hockten schon draußen in den Rähnen und warteten mit gleichmütiger Ruhe auf den Fang. Der See war glatt wie Gallerte. Dennoch hatten wir Fahrt, wenn auch nur schleppende. Weich und leise, als glitten wir auf Sammet dahin, durchschnitt der Bug die sonnige Flut. Auf den Surhängen lastete erdrückendes Gewölk, das die Bise heranschoh und der Westwind zurückstemmte, so daß es sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte. Nach und nach erhielt der Himmel einen grauen Anstrich. Die Luft verlor allmählich ihre Durchsichtigkeit. Sie wurde bleiern, wurde

gewitterdünnig. Auf dem See lagerte eine zahlreiche Möwengesellschaft. Mitten unter ihnen stolzierte ein Haubentaucher umher. Er trug ein hocharistokratisches Wesen zur Schau. Seine Bewegungen waren sehr gemessene; sie entsprachen seinem vornehmen Äußern. Sein schmaler Kopf mit der bestrauhten Haube war voller Aufmerksamkeit auf alle Vorgänge in seiner Umgebung. Mit elegantem Schwunge tauchte er von Zeit zu Zeit unter, erschien an anderer Stelle, halste hierhin, halste dorthin. Sprung, hinab! Schwupp, hinauf! Die Möwen aber hockten behäbig auf dem Wasser, ließen sich auf- und niederschaukeln, ohne sich vom Treiben des Haubentauchers stören zu lassen.

Die Fahrt war mäßig. Die Pappel bei Gletterens, die den ganzen untern See überragt, blieb stets in gleicher Entfernung. Nur eines rüdte vor: die Tageszeit. Seit unserer Abfahrt in Estavayer war ganz unmerklich Stunde um Stunde dahingegangen und wenn nicht Hunger und Durst sich gemeldet hätten, wären wir am Mittag ahnungslos vorbeigesegelt. Bei dem zahmen Winde belegten wir Ruderpinne und Großsegel und machten uns mit dem Proviant zu schaffen. Die Seeluft zehrt, Speise und Trank erfrischten uns köstlich. Und mit dem Matrosenliede aus dem fliegenden Holländer gaben wir dem Mahle den frohen Ausklang. Holla! Was war das? Ein dünner, pfeifender Ton oben auf der Spitze des Großbaumes. Die Segel knallten laut — ein Ruck — die Gläser mit dem Rest des Weines stürzten um — das Boot legte sich über — wir sprangen auf — an die Ruderpinne — an die Segel — der Wind war da! Er hatte den Mittagsschlaf ausgeduselt, hatte uns überrascht im Momente, wo wir uns ebenfalls gerne ein wenig hingelegt hätten. Wir wurden im Nu komplett wach. Wie ein ungeheurer Schwarm von Tausendfüßlern frappte es über die Fläche heran. Und hinter diesem Gefrappel ein grasgrüner Strich quer über den ganzen See: das bedeutete vermehrte Windstärke. Ja, dort unten blies es aus dem großen Trichter des Val de Travers hervor. Weiße Schäfchen hüpfen vereinzelt auf dem schwarzblauen Wasserplane herum. Wir rüsteten uns. Flink in die Windjacks und zugeknöpft bis oben aus. Alle Luken geschlossen, heißt das im Seemannsjargon. Das Boot begann zu reisen, es bekam Fahrt, rassistige Vollfahrt. Wir fuhren mit ganzer Kraft am Winde. Das schneidige Tempo schien auch dem Boot zu behagen. Der Bug zischte, holte aus zu Sprüngen, zerstampfte die Wogen mit Klitsch und Klatsch. Ohne zu verschlaufen, schoß das Boot dahin. Die Segel waren zum Plaken gestrafft. Die Verspannungen furrten. Die Fährchen waren in ihrem Element und flaggten, flaggten, flaggten! Die Ufer flogen an uns vorüber. Port Alban, Cudrefin blieben schnell hinter uns zurück. Jetzt hielten wir Kurs auf Neuenburg. Wie Rüdlein, die sich um die Henne scharen, hielten sich dort die Segler ängstlich in der Nähe des Hafens. Ha! Verspürten sie drüben nichts von der dämonischen Lust, die uns ankommt, wenn es einem Wagnisse gilt? Freilich gerüstet sein, alle Sinne wachsam halten, sich keine Blöße geben, denn die Gefahr verzeiht uns keine Fehler! In Seemitte, gegenüber der Stadt, drehten wir bei und mit zweimaligem Aufkreuzen stachen wir heil in die Mündung des Broyeanales. Die gute Brise trieb uns bis fast nach La Sauge hinauf. Das weitere war wieder Ruderarbeit bis in den Murtensee. Hier landeten wir nach genussvoller und abwechslungsreicher Fahrt in dem kleinen Hafen, den wir vor zwei Tagen verlassen. Wir fuhren mit Vollsegeln ein, von der Sonntagsmenge auf dem Quai wie Seefahrer aus einem fernen Archipel begaßt; denn unsere Gefichter waren lederbraun gebräunt.

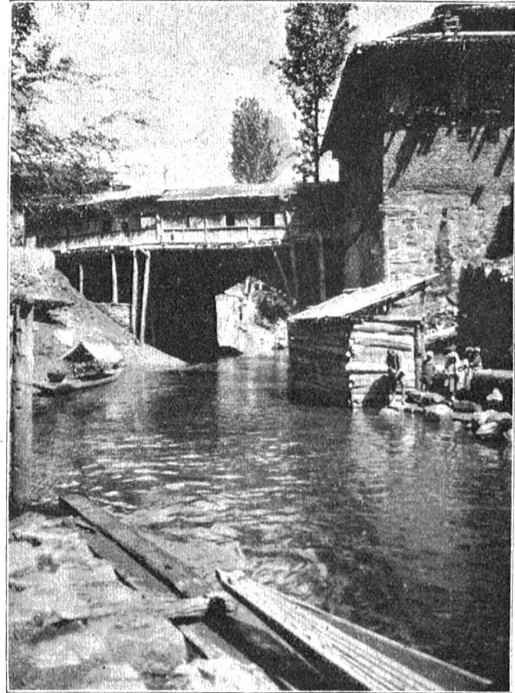
Spruch.

So viel gibt's, was beglücken kann
Und Freude macht entstehen;
Es kommt auf Herz und Augen an,
Daß sie, was Glück ist, sehen. Trojan.

Brief aus Indien.

Liebe Berner Woche!

Für die paar nächsten Wochen bin ich die stolze Besitzerin eines Autos mitsamt dem Chauffeur! Wie das kam? Ganz einfach: Glück muß der Mensch haben und — einige



Simagar, das Venedig Indiens, ist von Kanälen durchzogen.

gute Freunde! — Es — das Auto — ist ein schöner vierplätziger Tourenwagen, er — der Chauffeur — aus dem Stamme der Sikhs, gut gebaut, mit den ebenmäßigen Zügen und dem glänzenden Vollbart, der den Vertretern seines Volkes eigen. —

„Ingresi nai bolo“ — ich spreche nicht Englisch — ist seine Einführung. Und ich spreche nicht Hindostanisch, also wird wohl unser Verkehr zumeist ein stummer werden. Ich bin in diesem Lande ungeahnter Möglichkeiten ohnedies schon um ein Erkleckliches fürsichtiger geworden und werde ihm erst sagen, was ich von ihm halte, wenn er mich heil wieder in die Ebene gebracht hat.

Ja so — ich sagte noch gar nicht, wohin die Reise geht. Von Rawalpindi, an der Linie zwischen Lahore und Peshawar (der Grenzstadt gen Afghanistan), 360 Kilometer Nordost nach dem schönen Bergland Kashmir, das man etwa auch die „indische Schweiz“ nennt. —

Ich verstehe von einem Auto soviel wie von einer Silberfuchsfarm. Ich weiß, daß es Benzin zu bekommen hat und manchmal auch Wasser. Daß man in den Tropen spätestens von 10 Uhr an das Verdeck aufmachen muß, wenn es einem noch so sehr daran hindert, die Aussicht zu genießen und über Mittag nicht oder nur langsam fahren soll, weil sonst die Reifen vor Siß plaken. Wieso es eigentlich vorwärts geht, das werde ich meiner Lebtag nicht begreifen. Es plagt mich auch nicht — wozu hat man einen Chauffeur?

Aber erschrocken bin ich doch, als ich nach der ersten Mittagsrast zu meinem Behieler zurückkehrte und zwei der großen Räder auf der Straße fand, mein Mano eifrig mit Ölen beschäftigt. Mir schwant nichts Gutes. Was braucht der Kerl an dem frisch revidierten Wagen herumzubasteln? Und hatte nicht der Besitzer etwas vom rechten Vorderrad gesagt, daß er es besonders gut habe befestigen lassen, weil es zu Streichen neigt?